





Susanne Wiborg

# DER GLÜCKLICHE HORIZONT

Was uns Landschaft bedeutet



Verlag Antje Kunstmann

© Verlag Antje Kunstmann GmbH, München 2023  
Umschlaggestaltung: Heidi Sorg und Christof Leisl  
Titelmotiv: © gettyimages / Florian Parchem  
Typografie und Satz: frese-werkstatt.de  
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg  
ISBN 978-3-95614-538-4



## INHALT

Vorwort: Der Rhythmus der Landschaft	7
Die mächtige Landschaft: Berge	13
Die fruchtbare Landschaft: Feldmark	65
Die symbolische Landschaft: Fluss	105
Die karge Landschaft: Heide	141
Die grenzenlose Landschaft: Meer und Küste	181
Die doppelbödigte Landschaft: Moor	223
Die fröhliche Landschaft: Wiese	263
Die Seelenlandschaft: Wald	295
Quellenverzeichnis	336



## VORWORT: DER RHYTHMUS DER LANDSCHAFT



»Es besteht kein Grund, vor jedem Fleck Deutschlands in die Knie zu sinken und zu lügen: wie schön! Aber es ist da etwas allen Gegenden Gemeinsames – und für jeden von uns ist es anders. Wenn da einer seine Heimat hat, dann hört er ihr Herz klopfen. Das ist in schlechten Büchern, in noch dümmere Versen und in Filmen schon so verfälscht, daß man sich beinahe schämt, zu sagen: man liebe seine Heimat. Wer (aber) den Rhythmus einer Landschaft spürt, nein, wer gar nichts anderes spürt, als dass er zu Hause ist: daß das da sein Land ist, sein Berg, sein See – auch wenn er nicht einen Fuß des Bodens besitzt ... es gibt ein Gefühl jenseits aller Politik, und aus diesem Gefühl heraus lieben wir dieses Land.«

Landschaft spiegelt sich in jedem, der sie wahrnimmt. In seiner Satire »Deutschland, Deutschland über alles« wurde Kurt Tucholsky da ganz deutlich: Die deutsche Politik bedeutete ihm nichts. Die deutschen Landschaften alles. Er liebte sie. Da war er nicht allein, im Gegenteil: Die Verbundenheit zu unserer engsten Umgebung stand lange jenseits jeder Diskussion, über jeder Ideologie. Sie war einfach ein selbstverständlicher Teil aller Lebensqualität. Das macht es so reizvoll, auch lange zurückliegende literarische Streifzüge

durch verschiedene Landschaftstypen zu verfolgen: Sie spiegeln immer auch menschliche Gefühle, menschliche Geschichte und menschliche Schicksale, im Kleinen wie im Großen.

Über Jahrhunderte blieb diese Verbindung eng und gut dokumentiert, erst mit dem Kulturbruch des Ersten Weltkrieges riss die Kontinuität ab. Plötzlich kamen Landschaft und Natur zugunsten des Urbanen aus der Mode. Sie gerieten ins Abseits, und bald geschah ihnen auch, wovor Tucholsky so eindringlich gewarnt hatte: Sie wurden politisch missbraucht, Stichwort »Blut und Boden«. Was, als perfide Langzeitwirkung, die gesellschaftliche und literarische Abwendung nach 1945 noch einmal beschleunigte. Bis sich die Landschaft mit Umweltproblemen ins öffentliche Bewusstsein zurückmeldete – und dabei sehr schnell klar machte, wie viel mehr sie nach wie vor zu bieten hat. Mit diesem Comeback der Nähe sind auch die Texte wieder aktuell, die sie so über so lange Zeit für uns konserviert und gespiegelt haben. Jede Landschaft ist ein lebendes Archiv, und diese vielfältigen Beschreibungen ergeben eine Chronik, so alt wie das geschriebene Wort. Mit dem Anbruch der Moderne halten sie dramatischen Wandel fest: aus der verrufen kargen Heide wird ein Tourismus-Hotspot, das unheimliche Moor avanciert zur trendigen Künstleroase. Meer und Berge, einst ängstlich gemiedener Inbegriff bedrohlicher Naturgewalt, machen Karriere als Urlaubsziele. Das gerade noch Abgelegene, Weltentrückte wandelt sich zum Freizeitpark – und das bedeutet dann wieder ein neues Kapitel in der jahrtausendelangen Geschichte der Kulturlandschaft.



Landschaft und Mensch sind in unseren Breiten immer untrennbar gewesen. Eine aus und für sich selbst existierende, ursprüngliche Wildnis gibt es hier schon sehr lange nicht mehr. Stattdessen leben wir in einer uralten, sich ständig entwickelnden Symbiose von Natur und Kultur, die oft lebende Gesamtkunstwerke ergibt. Allen Klagen, sogar allen menschlichen Zerstörungs-Anstrengungen zum Trotz hat die Landschaft um uns herum ihre Seele noch nicht verloren. Manchmal braucht es ein bisschen Zeit, sie zu entdecken, manchmal nur einen kurzen, ruhigen Spaziergang, manchmal reicht sogar ein besonders einfühlsamer Text. Ob in der Literatur oder im wirklichen Leben, das Grundthema bleibt immer gleich: Es geht ums Hinsehen, ums Kennenlernen, um persönliche Beziehungen. Und wie alle Beziehungen kann auch diese durchaus ihre Tücken haben:

*Still ruht die Stadt. Es wogt die Flur.  
Die Menschheit geht auf Reisen  
oder wandert sehr oder wandelt nur.  
Und die Bauern vermieten die Natur  
zu sehenswerten Preisen.*

*Sie vermieten den Himmel, den Sand am Meer,  
die Platzmusik der Ortsfeuerwehr  
und den Blick auf die Kuh auf der Wiese.  
Limousinen rasen hin und her  
und finden und finden den Weg nicht mehr  
zum Verlorenen Paradiese.*

*Im Feld wächst Brot. Und es wachsen dort  
auch die zukünftigen Brötchen und Brezeln.  
Eidechsen zucken von Ort zu Ort.  
Und die Wolken führen Regen an Bord  
und den spitzen Blitz und das Donnerwort.  
Der Mensch treibt Berg- und Wassersport  
und hält nicht viel von Rätseln.*

*Er hält die Welt für ein Bilderbuch  
mit Ansichtskartenserien.  
Die Landschaft belächelt den lauten Besuch.  
Sie weiß Bescheid.  
Sie weiß, die Zeit  
überdauert sogar die Ferien.*

*Sie weiß auch: Einen Steinwurf schon  
von hier beginnt das Märchen.  
Verborgen im Korn, auf zerdrücktem Mohn,  
ruht ein zerzaustes Pärchen.  
Hier steigt kein Preis, hier sinkt kein Lohn.  
Hier steigen und sinken die Lerchen ...*

Seit Erich Kästner dieses Gedicht 1955 schrieb, hat sich wenig verändert: Das verlorene Paradies suchen wir immer noch, und immer noch rasen wir oft daran vorbei. Dabei ist das Geheimnis einer Landschaft selten das Sensationelle, Auffällige, Atemberaubende. Es ist ihre Atmosphäre, ihre Wirkung auf uns. Frei nach Tucholsky, mit einem ganz großen Wort: Es ist ihr Herz, oder vielmehr: ihre Seele – und die hat auch ein Mais-Stoppelfeld im Herbstnebel.

Aber wer lässt sich auf so etwas noch ein, wenn so viel Spektakuläres so leicht verfügbar ist? Anscheinend nicht einmal mehr die Klimaschützer, immerhin an der Umwelt zumindest theoretisch überdurchschnittlich interessierte Mitbürger. Sonst wäre ein Satz wie »Deine Möhren sind nicht wichtiger als unser Klima. Sorry«, nicht denkbar. So reagierte der Berliner Grünenabgeordnete Georg Kössler 2019 auf die Fassungslosigkeit von Landwirten, durch deren Getreide- und Gemüsefelder Aktivisten auf einer Demo breite Schneisen getrampelt hatten.

Im Kleinen zeigt sich hier der Verlust jeden Bewusstseins für die Umgebung, von der wir alle abhängen. Kein Gespür mehr für Tucholskys »Rhythmus der Landschaft«, und erst recht keinen Funken Ahnung von der Ironie, die hier den Flurschaden zum Symptom macht: Das Klima ist genau da, wo es ist, weil wir die Möhren nicht mehr achten. Wer die eigene Umgebung buchstäblich mit Füßen tritt, für den ist auch das große Ganze höchstens virtuell. Wie glaubhaft ist der Einsatz für ein Universum weit weg, während man das nahe Feld achtlos zertritt? Besonders beklemmend, weil da weniger böse Absicht mitspielt als achselzuckende Gleichgültigkeit, weil man das, was man da plattmacht, nicht einmal mehr kennt. Kein Respekt mehr, weil die persönliche Bindung zur Umwelt abgerissen ist? Tatsächlich: Ende Gelände?

Das wäre neu in der gesamten Menschheitsgeschichte. Früher – und dieses »früher« erstreckte sich über Jahrtausende – war zwar mitnichten alles grüne Harmonie. Die gab es nie und nirgends, solche Romantik ist Illusion. Aber es gab ein kollektives Bewusstsein, nämlich das von existen-

zieller Abhängigkeit. Die erzeugte Achtung, nicht nur vor der mächtigen See, sondern auch vor der zierlichen Gerste und sogar vor den unscheinbaren Möhren. Sie alle standen das Große, das Globale, oft sogar das Göttliche, nämlich für die Landschaft, für den Lebensraum rundum, der ernährte, schützte, wärmte, aber auch jederzeit mit Katastrophen vernichten konnte. Für die Macht, die die unmittelbare Nähe hatte, galt ihr ein Respekt, der in einer global vernetzten, selbstverständlich satten Konsumgesellschaft schnell abhandenkommt. Doch das ist ein Grundirrtum: Es geht immer um die Landschaft vor dem Horizont und ihren Bezug zu der dahinter, kurz: Es geht ums Klima *und* um die Möhren. Beide gehören zusammen, und wir gehören dazu. Nicht nur aus existenziellen Gründen, sondern auch, weil diese Beziehung so viel Freude macht: Es bleibt immer ein großes Vergnügen, sie wieder aufzunehmen, sei es real oder literarisch, und dabei staunend festzustellen, wie weit und tief die eigenen Wurzeln reichen können. Alles Ansichtssache, alles individuell, alles ein persönlicher Gewinn. Und, klar: Goethe hat das immer schon gewusst:

*Und es ist das ewig Eine,  
Das sich vielfach offenbart;  
Klein das Große, groß das Kleine,  
Alles nach der eignen Art,  
Immer wechselnd, fest sich haltend;  
So gestaltend, umgestaltend –  
Zum Erstaunen bin ich da.*

## DIE MÄCHTIGE LANDSCHAFT: BERGE



»Man steht am Ende der Welt und zugleich an ihrem Ursprung, an ihrem Anbeginn und in ihrer Mitte. Gewaltiger silberner Rahmen, im Halbrund geschlossen, nach Süden von Schneegipfeln in einer Anordnung von unerklärlicher Harmonie, nach Westen von einer Kette gotischer Kathedralentürme. Zuerst kann man da nur hinaufschauen, es verschlägt einem den Atem. Dann sieht man vor sich den Ort Saas-Fee, in weit ausschwingende Matten eingebettet, von ansteigenden Lärchen- und Arbenwäldern gesäumt und von soviel Himmel überwölbt, daß man – ähnlich wie auf der offenen See – nach allen Seiten Freiheit und Weite verspürt. Dieser Himmel blühte jetzt, am Abend, in einem tiefen, fast violett getönten Dunkelblau, während es auf den Schneefirnen noch blitzte und wetterte vom Widerstrahl der schon gesunkenen Sonne. Die Luft war von Heu durchsüßt und von einer prickelnden, eisgeborenen Reinheit. ›Hier‹, sagte dann einer von uns – ›wenn man hier bleiben könnte!«

Er blieb, für den Rest seines Lebens. Carl Zuckmayer, vom NS-Regime ausgebürgert, zog sich nach seiner Rückkehr aus dem Exil in die Schweizer Alpen zurück. Ein Haus am

Hang, Abgeschlossenheit dicht am Unendlichen, eine Zuflucht über allen Dingen und unter einem Himmel, »den die hohen Berge nicht einengen, sondern wunderbar umrahmen und tragen« – das war ein passendes letztes Zuhause für einen Schriftsteller zwischen allen Stühlen. Es passte auch zu der Rolle, die die Berge immer gespielt haben: erhebend und verkleinernd, beschützend und bedrohlich zugleich. Hier bestimmt das Bewusstsein eben doch das Sein: Keine andere Landschaft wird so unterschiedlich erlebt. Was der eine unwiderstehlich anziehend findet, wirkt auf den anderen abweisend, einengend und bedrückend. Die Amerikanerin Betty MacDonald zog schon als ganz junge Frau ins Gebirge, und auch sie erlebte die Landschaft als überwältigend. Nur eben ganz anders:

»Die Berge machten nicht den Eindruck, als sei ihnen daran gelegen, Schutz zu spenden. Trat ich vor die Türe oder schaute zum Fenster hinaus, ragte vor mir eine hohe, weiße Kuppe auf, blickte hochmütig über mich Erdenwurm hinweg und gab mir deutlich zu verstehen, dass alles Land hier herum einst in erhabener Einsamkeit geruht hatte und den hohen Herrschaften das Blut in Wallung geriet, weil sie jetzt das profane Menschengeschmeiß zu ihren Füßen dulden mußten. Wir hatten uns nun einmal breitgemacht, daß sie uns aber auch noch willkommen heißen oder gar schön tun sollten, war, weiß Gott, zuviel verlangt. Mit Freude wären sie bereit gewesen, die Hälfte ihres Baumbestandes zu opfern, hätten sie uns kurzerhand mit einer hübschen, mittleren Lawine das Lebenslicht ausblasen können.«

Der Mensch und die Berge – eine Geschichte, die zu einer schon in sich widersprüchlichen Landschaft passt. Dass sich hier Idylle so jäh zur Vorhölle wandeln kann, ist vielleicht kein Zufall: Berge sind der versteinerte Zusammenprall divergierender Kräfte, Stein gewordene Gewalt. Die Alpen zum Beispiel, eine vergleichsweise junge geologische Formation, verdanken ihre Existenz der Kollision zweier Kontinente. Sie entstanden vor etwa 50 Millionen Jahren aus dem Zusammenstoß Europas und Afrikas. Die Gegen- einander-Bewegung der beiden Kontinentalplatten türmte das Gestein immer weiter aufeinander, in Falten und Verwerfungen, die an vielen Bergflanken deutlich zu erkennen sind. Ein Prozess übrigens, der immer noch nicht beendet ist: Noch immer wachsen die Alpen mehrere Millimeter im Jahr. Allerdings verlieren sie durch Erosion bedeutend mehr an Masse und wären ohne diese ständige Abtragung mehrere Tausend Meter höher. Weite Teile der Voralpen bestehen aus Kalkstein, die Gebirge der West- und Zentralalpen meist aus kristallinen Gesteinen wie Gneis oder Granit. Sie entstanden durch Druck und Hitze oder durch die Kristallisation von Magma im Erdinnern, sind also Tiefengesteine und gelangen nur durch schwere tektonische Verwerfungen an die Oberfläche.

Ihr heutiges Gesicht verdanken die Alpen den Eiszeiten: Abschmelzende Gletscher rissen Täler ein, verbreiterten sie ständig und schliffen die Berge glatt. Durch die enormen Temperaturwechsel in diesem Lebensraum konnte sich auf dem Steinsockel nur schwer Erdreich bilden, denn es wurde und wird immer wieder weggerissen. Gehalten wird der Boden in höheren Lagen von einer festen Grasnarbe, die

durch Tritt und Verbiss von Weidevieh entsteht und erhalten wird, in tieferen vom Wald, der als Schutzwald die Täler vor Lawinen und Erdrutschen abschirmt. Die Vegetation des Gebirges ist in deutliche Stufen eingeteilt: Laubwald in Höhen zwischen 800 und 1000 Meter, anschließend die Nadelwaldstufe. Zwischen 1500 und 2200 Höhenmetern ist der Wald zu Ende, läuft in verkrüppeltes Krummholz und in die Mattenstufe aus, auf der die Almen liegen, die Weiden hoch am Berg. Sie sind ungewöhnlich artenreiche Biotope ebenso wie ein Lawinenschutz für das darunterliegende Land: kurz gefressenes, festgetretenes Gras bremst Schneesrutsche oder lässt sie gar nicht erst entstehen. Ausgewucherte, umgekippte Vegetation ist dagegen eine ideale, beschleunigende Gleitbahn für Lawinen. Den Almen folgt die Fels- und Eisstufe bis zum Gipfel, der Bergspitze.

Diese ganze Landschaft ist ein Crescendo, das in ständigem Anstieg auf die hohen Gipfel zuführt. Es beginnt mit der Voralpenidylle, wie Jörg Mauer sie in seinem Alpenkrimi »Föhnlage« schildert:

»Die Tür, aus der sie herausgetreten waren, befand sich an der Rückseite der Polizeidienststelle, und es war die Bühnentür zum Glück. Eine Wiese von einem brauereiklamesatten Grün reichte ein paar hundert Meter bis zu einem Waldrand, der Wald selbst stieg leicht an, die Wipfel bewegten sich lyrisch und eichendorffartig im Wind, dahinter ragten schroffe Felswände hoch. Nichts fehlte zum strotzend gesunden Bild einer oberbayerischen Sommerfrische, auch wenn sie hinter dem Polizeirevier lag. Es fehlte nicht die würzige Luft, die



von irgendwo herwehte und sentimentale Erinnerungen an Sommerferien und Freibadromanzen mit sich trug. Es fehlte nicht der unausbleibliche Duft von Heu, es fehlten nicht die bayerischen Kühe, die da und dort grasten und glockig rumorten, es fehlte nicht das Summen der Bienen und das flüchtige Spiel der Quellwolken, es war ein Kalenderblatt, das Bayern hieß.«

Diese Landschaft, lieblich, sanft und grün, ist eine zeitlose Verkörperung von Sommer und Ferienglück. Thomas Mann besaß dort ein Landhaus, und sein Sohn Klaus schwärmte noch Jahrzehnte später:

»Ja, dies ist Sommer. Der Grund, auf dem wir gehen, ist weich und elastisch, es ist sumpfiger Boden: daher die Üppigkeit der Vegetation, das tiefe Grün des saftig wuchernden Grases, das flammende Gold der Butterblumen, der reiche Purpur des Mohns. Dies ist der Sommerhimmel: in seinem Blau schwimmen weiße, flockige Wolken, die sich zwischen den alpinen Gipfeln zu barocken Formationen ballen. Die Luft riecht nach Sommer, schmeckt nach Sommer, klingt nach Sommer. Die Grillen singen ihr monoton-hypnotisierendes Sommerlied. Zu unserer Rechten liegt das Sommer-Städtchen, Tölz mit seinen bemalten Häusern, seinem holprigen Pflaster, seinen Biergärten und Madonnenbildern. Um uns breitet sich die Sommerwiese; vor uns ragt das Gebirge, gewaltig getürmt, dabei zart, verklärt im Dunst der sommerlichen Mittagsstunde. Seht, und da ist unser Sommer-Weiher, ein kleiner,

runder Teich mit hohem Schilf am Ufer. Weiße Wasserrosen, beinah tellergroß, schwimmen auf seiner regungslosen, dunklen Fläche. Das Moorwasser, es ist gold-schwarz in meiner Erinnerung, atmet einen kräftig-aromatischen, dabei etwas fauligen Geruch. Es ist von seltsamer Substanz, das Wasser des Klammerweihers, sehr klar trotz seiner dunklen Färbung, von fast ölig-er Weichheit, und so schwer, daß man das eigene Gewicht kaum spürt, solange man sich seiner goldenen Tiefe anvertraut.«

In so einem blaugoldenen Sommer ist dann auch der Berg selbst zunächst von der verlockenden Opulenz, die die britische Schriftstellerin Elizabeth von Arnim anzog:

»Wenn man sich gen Westen wendet und an der Flanke des Berges immer weiter und weiter geht, ohne nach oben oder unten auszuweichen, durch ausgedehnte sonnendurchflutete Gefilde, in denen es nichts zwischen einem selbst und den erhabenen schneebedeckten Gipfeln zu geben scheint, auf schmalen Pfaden, wo es so finster ist, daß man kaum sieht, wohin man tritt, wo es nach Harz riecht und heißen Fichtennadeln, nach Wanderlust und frisch gemähtem Heu, dann wieder nach Schnittholz, nach Wasser, das über Steine sprudelt, wo es nach Honig riecht, nach Heißem und Kaltem – nachdem man also zwei Stunden so dahingewandert ist, wovon man schnell müde würde, wenn man sich nicht von der Luft auf merkwürdige Weise getragen fühlte, so als schwebte man dahin, gelangt

man schließlich an den Rand eines steilen Abhangs,  
wo ein paar Lärchen stehen.«

Danach geht es bergan, himmelwärts, und über solchen  
Wegen liegt eine Magie, die Carl Zuckmayer und seine  
Frau Alice sogar körperlich spüren konnten:

»Wir gingen diesen Weg zum erstenmal, in einer kaum  
erklärlichen, wachsenden Bewegtheit, wie man sie  
sonst bei Ausflügen, auch in einer neuen, erregenden  
Landschaft, selten empfindet – als hätten wir ein Vor-  
gefühl, daß uns dort oben etwas ganz Ungeahntes,  
Wunderbares erwarte. Noch immer sah man die blau-  
en Berge nicht, nur dann und wann das Wehen eines  
blauen Eisschimmers, das Aufblenden einer Schnee-  
kuppe, das in der nächsten Kehre wieder verschwand.  
Der Wald rückte dichter zusammen und tat sich auf  
einmal zu einer lichten, grasigen Anhöhe auf, die von  
vereinzelt, uralten, mächtigen Lärchenbäumen mit  
rötlich gekerbter Rinde bestanden war. Durch die von  
der Luft leicht bewegten Kronen der Lärchenbäume  
hindurch blickte man in einen ungeheuren Glanz, ein  
überweltliches Strahlen, vor dem man fast die Augen  
schließen mußte. Es war das Abendleuchten von den  
Gipfeln der Viertausender.«

Auf diesen Viertausendern, hoch auf den Gipfeln der leuch-  
tenden Berge, zeigt die Landschaft dann plötzlich ihr kaltes,  
ihr hartes, ihr tödliches Gesicht. Mag der Himmel hier  
auch so nah sein wie nirgendwo sonst auf der Erde, Leben

ist nicht mehr geduldet. »Falls es einen trostloseren, unwirtlicheren Ort auf diesem Planeten gibt, hoffe ich, ihn nie zu sehen«, urteilte Bestsellerautor und Bergsteiger Jon Krakauer über den Südsattel des Mount Everest, eine »nackte, kahle Fels- und Eislandschaft«. Das ist natürlich das Extrembeispiel, aber auch die höheren Lagen der Alpen sind in ihrer schroffen Feindseligkeit nicht zu unterschätzen. Edward Whymper, der Erstbesteiger des Matterhorns, schilderte in den 1860er-Jahren eine Übernachtung hoch auf dem Gletscher, mitten in einer damals noch völlig unbekanntem, unerforschten Welt:

»Ein majestätisches Schweigen herrschte. Die Steine hatten aufgehört zu fallen, das Wasser rieselte nicht mehr. Es war so bitter kalt, daß das Wasser in einer Flasche unter meinem Kopf gefror. Das durfte uns nicht überraschen, denn wir lagen auf dem Schnee auf einer Stelle, wo der leiseste Windzug sofort fühlbar wurde. Gegen Mitternacht kam von hoch oben ein furchtbarer Krach herunter, dem eine sekundenlange Totenstille folgte. Eine große Felsmasse war geborsten und kam gegen uns herunter. Mein Führer sprang auf, rang die Hände und rief: »Herr Gott, wir sind verloren!«

»Es ist nicht so, dass ich die Berge hasse«, konstatiert angesichts solcher immer latenten Drohungen viel später ein Autor der Neuen Zürcher Zeitung.

»Ich hasse es nur, in den Bergen zu sein. Dieses seltsame Gefühl, das damit zu tun hat, den Gesetzen der Natur

ausgesetzt zu sein. Dieses Rauschhafte, das viele Menschen als angenehm empfinden und das anderen (mir) körperliches Unwohlsein verursacht. Das Dorf klebt am Berg, und ich sitze also hier, umgeben von Freunden, und schaue aus einem der kleinen Fenster, die diese Häuser haben, und ich sehe die Steilwand auf der anderen Seite des Tals, es ist ein Naturschutzgebiet, der Hang ist von Nadelgehölz besetzt, und während ich versichere, wie extrem supertoll ich diese Aussicht finde, fühle ich mich schwindlig, leichtköpfig. Das große Thema Sein und Vergehen im Lichtspiel ewiger Transformation genau vor mir. Und mir wird schlecht.«

Hierzulande sind es die Alpen, die solches Sein und Vergehen am eindrucksvollsten repräsentieren. Und das seit Urzeiten: »Der Name dieses mächtigen Hochgebirges im mittleren Europa, des höchsten dieses Erdteils und zugleich des vollkommensten und am besten entwickelten aller Hochgebirge der Erde, wurde schon von den Römern bei der Bevölkerung vorgefunden«, hielt Meyers Konversationslexikon 1888 fest. Der Name war lange vor der Römerzeit entstanden, abgeleitet von der Pluralform des alemannischen Wortes Alp oder Alpe für Alm, für Bergweide also. Der überraschende Schluss daraus: Es ist nicht die Landschaft, nach der die Almen heißen, es ist genau umgekehrt: Diese spezielle Wirtschaftsform ist so alt, dass sie dem mächtigen Gebirge den Namen gab. Tatsächlich lassen sich Spuren von Beweidung auf einigen Almwiesen bis zur Bronzezeit, bis 1700 vor Christus, zurückdatieren – ein eindeutiger Beweis dafür, wie sehr die Menschen und ihr Vieh

eine Umgebung, die wir heute als so natürlich wahrnehmen, geprägt haben. Ein weiteres perfektes Zusammenspiel von Bewirtschaftung und Natur, und das Ergebnis ist eine klassische Kulturlandschaft, die Wildtiere und Menschen gleichermaßen anzieht.

»Die Alpen«, so heißt es in dem alten Lexikon weiter, »erscheinen schon aus der Ferne wie eine durch Höhe und Reichtum der Formen überwältigende Gebirgsmauer, auf dem größten Teil ihrer Länge von Hochgipfeln überragt, die mit ewigem Schnee bedeckt sind.« Der höchste dieser Hochgipfel, der Mont Blanc, ist 4810 Meter hoch, die Zugspitze, der höchste Berg Deutschlands, bringt es dagegen nur auf 2962 Meter. Doch überall ist dieses Gebirge ein extremer Lebensraum, ein Ökosystem mit Tieren und Pflanzen, wie es sie in dieser Kombination sonst nirgendwo gibt. Zu dieser Lebensgemeinschaft gehören auch Menschen und ihre Haustiere, teilweise hoch spezialisierte, uralte Rassen. Da ist, als ein Beispiel, das Walliser Schwarznasenschaf, an das raue Hochgebirge ebenso gut angepasst wie jedes Wild. Es kann selbst noch steile Hänge kurz grasen und so die winterliche Lawinengefahr verringern, das knappe Erdreich festtreten und düngen und damit beste Voraussetzungen für vielfältiges natürliches Leben schaffen. »Einer der wenigen Orte in Westeuropa, an dem man noch ganz ursprüngliche blumenreiche Wiesen findet, sind die Alpen«, schildert Zoologe und Autor Dave Goulson das Ergebnis.

»Die schiere Unzugänglichkeit vieler höher gelegener Weiden hat sie bis zu einem gewissen Grad vor den Verheerungen der modernen Landwirtschaft geschützt,

und so bleiben die Alpen der größte Biodiversitäts- ›Hotspot‹ Europas. Wenn man Glück hat und die Alpen an einem sonnigen Tag erwischt, sind sie atemberaubend. Üppige Blumenteppeiche ergießen sich über die felsigen Hänge, flirrend vor Insekten, die aus dem kurzen Sommer das Beste herausholen. Natürlich wirkt das alles besonders schön vor der Kulisse schneebedeckter Bergspitzen und glitzernder Seen.«

»In jedem Geschöpf der Natur lebt das Wunderbare«, lautet eine mehr als 2000 Jahre alte Erkenntnis des Aristoteles, und gerade in den Bergen gibt es überall Beweise dafür. Kaum zu übertreffen ist da das Alpenglöckchen, auf den ersten Blick einfach nur eine niedliche, aber unspektakuläre kleine Pflanze, deren violette Blüten aussehen wie eine Glockenblume im Fransenlook. Auf den zweiten Blick jedoch ist dieser zarte Zwerg tatsächlich ein echtes Wunder: Das fragile Blümchen wächst unbeirrt und kerzengerade durch Schnee und knallhartes Eis, um im Frühjahr vor aller Konkurrenz in voller Blüte zur Stelle zu sein. Die jahrhundertalte Frage: Wie macht es das bloß? ist inzwischen zumindest teilweise beantwortet: Das Alpenglöckchen wird unter dem Schnee nicht, wie andere Pflanzen, durch Zellteilung größer, sondern seine Zellen strecken sich einfach immer weiter, bis es das Licht erreicht. Dann folgt der nächste Trick: Mit dunkler Knospe und violetter Blüte zieht es das ultraviolette Sonnenlicht an, und der Pflanzenstängel wird mit dieser Bestrahlung um bis zu zehn Grad wärmer als Schnee und Eis rundum. So kann das Alpenglöckchen sie einfach wegschmelzen, der Weg ans Licht ist

frei, und eine winzige Mischung aus Solarkraftwerk und botanischem Schneidbrenner besiegt problemlos massive Eisschichten.

Die hoch liegenden Wiesen und ihre einzigartigen Bewohner scheinen derart weltentrückt, buchstäblich über allem stehend, dass sie auch Menschen andere Dimensionen eröffnen. Hier ist es der Schriftsteller Peter Altenberg, der sich an Kindheitsausflüge erinnert:

»Ich aber gedenke dieser Almwiese in Tau und Sturm, bevor die Sonne brennt und Segen spendet – – –. Alle ihre Gräser waren mir teuer, der kalte Wind strich über sie, ich hätte ein jedes streicheln und behüten mögen! Man war so ferne vom Leben der Menschen, wie ein Entdecker fremder Welten. Man war so außerhalb und oberhalb. Keines der Gräser war ähnlich denen in der Ebene, und sogar der Sturm, die Luft hatten ein anderes Gepräge. Die Gebüsche waren wie niedergeduckt und die Bäume widerstandsfähiger. Die Blumen waren wie matte Abdrücke aus dem Album ›Unsere Bergesflora‹ und das Wasser aus den Rindenröhren hatte einen anderen Geschmack als jedes andere Wasser. Man war leicht und frei und die Sorge war hinter uns.«

Nicht nur das Alpenglöckchen, auch viele andere Pflanzen haben Spezialeffekte, um mit der Höhenlage zurechtzukommen: Die purpurrote Alpenrose, eigentlich ein Rhododendron, bildet zusammen mit Blaubeere und Wacholder die berühmten, weithin leuchtenden Rhododendronfelder,



die den Übergang zwischen Almweide und darunterliegenden Nadelwald markieren. Die untersetzte, buschige Pflanze kann an diesem extremen Standort bestehen, weil sie sich nicht nur mit festen Blättern und sehr dicken Zellmembranen vor Verdunstung schützt, sondern zusätzlich mit speziellen Chemikalien vor dem oxidativem Stress durch das ständige starke UV-Licht.

*Wie oft schon bin ich stehn geblieben,  
Vertieft in Schaun vor dir. Allein  
Um dich muß man die Berge lieben,  
Du bist die Seele, Gluth im Stein.*

... schwärmte der bayerische Dichterarzt Hermann von Lingg von ihrem intensiven, brennenden Rot. Dieser Landschaft sind auch viele Tiere ähnlich perfekt angepasst – es sei denn, sie schweben so hoch über allem, dass sie das nicht nötig haben. So hält es der Steinadler mit einer Flügelspannweite von über zwei Metern. Er könnte auch in anderen Habitaten gut leben, ist aber durch jahrhundertelangen Verfolgungsdruck aus dem Flachland bis in die Alpen zurückgedrängt worden. Der mächtige, bis über sechs Kilo schwere Vogel kann sich das Abgehobensein leisten: Mit seinen sprichwörtlichen Adleraugen erspäht er noch aus mehreren Hundert Metern Höhe eine einzige Maus. Mythologisch und heraldisch ist »der Adler« die Nr. 1, ist unangefochtener König der Bergwelt, ist der majestätische, lebende Wappenvogel schlechthin – auch wenn das Vorbild für den deutschen Adler genau genommen der noch etwas größere Seeadler ist.